

UNSER NIEDERÖSTERREICH

Vom Armenhaus Europas zur Top-Region



Die Schöngruber-Saga oder „Keine Extrawürscht“

„'s is a Bua“ – die alte Therese hat als Hebamme der kleinen Waldviertler Dorf-gemeinde schon zu vielen Erdenbürgern ans Licht der Welt verholfen, um an diesem Silvesterabend 1921 wegen des freudigen Ereignisses im Haus Schöngruber noch ein großes Theater zu machen. Und sie hat vor allem in den letzten Jahren zu oft erleben müssen, dass durch so einen Zuwachs Hunger und Not in vielen Familien noch größer geworden sind.

Nachdenklich schaut sie auf den 25-jährigen Josef Schöngruber, der eben ein Stamperl „Selberbrennten“ auf einen Zug geleert hat und sich zufrieden die letzten Tropfen aus dem Schnurbart wischt. Viel mehr wird wohl nicht da sein, um die Ankunft des ersten Kindes und den Beginn des Jahres 1922 zu feiern. Aber immerhin, überlegt sich die Therese, er ist ein gestandenes Mannsbild mit kräftigen Prätzen – vielleicht wird er's schaffen. Als Gemeindearbeiter bleibt ihm zwar kaum was zum Leben für sich und seine junge Frau, die Anna – dafür sorgt schon die „galoppierende Inflation“, von der die Zeitungen so viel schreiben. Dass die Lebenshaltungskosten in diesem Jahr um 573 Prozent gestiegen sind, hat sie gelesen, aber wer kann sich darunter schon war vorstellen? Nur, dass die Krone nichts mehr wert ist, das spürt jeder. Sie kennt alte Leute, die sich jahrzehntelang kaum was vergönnt haben, die Kreuzer auf Kreuzer gelegt haben und sich jetzt mit ihren Ersparnissen grad eine Semmel kaufen können. Der Schöngruber hat wenigstens sein kleines ererbtes Häuserl, und mit Gelegenheitsarbeiten bei den Bauern sorgt er dafür, dass es auch etwas zum Beißen gibt. Irgendwie, kommt die Therese zu dem Schluss, irgendwie wird es schon gehen. Und so fragt sie um eine Spur freundlicher: „Wie soll er denn heißen?“ „Franz – wie mein seliger Vater.“



Es herrscht viel Armut im Land, der junge Familienvater Schöngruber hilft bei Bauern aus, um die Seinen durchzubringen.

„Warum net Hannes?“ Aus einer dunklen Ecke hat sich die Schöngruber'sche Schwiegermutter zu Wort gemeldet und entfacht damit einen kleinen Aufruhr. „Um Himmels willen“, protestiert vom Bett aus mit noch recht schwacher Stimme die junge Mutter, „a wilder Hannes tät' uns grad no fehl'n.“ Und der Josef nickt dazu bedächtig mit dem Kopf. Es gibt eh schon genug Leute, die sich gegenseitig die Schädel einhauen, und es wird noch schlimmer werden, sagen der Bürgermeister und der Pfarrer. „Bald werden s' aufeinander schießen!“ Damit will er nichts zu tun haben, er ist heilfroh, dass er mit allen Gliedern aus dem Krieg heimgekommen ist. Vom Schießgewehr hat er endgültig genug.

„Aber Blut vom wilden Hannes, das hat er doch in sich, der Franzl“, bleibt die Großmutter stur. Schließlich geht es um ihren Urgroßvater, den sie als ganz kleines Mädchen noch gesehen hat. Und dass die Legende vom „wildem Hannes“ weiterlebt, dafür wird sie schon sorgen.

Weil sich die Oma so gut aufs Geschichtenerzählen versteht, wird der Ur-Urgroßvater bald zum strahlenden Helden der Bubentage. Ein stolzer Großbauer soll er gewesen sein und als Kind noch den Räuberhauptmann Grasel gesehen haben. Und so viel wild war er halt. „Einmal“, so erzählt die Großmutter, „wie meine Oma noch so klein war wie du, ist sie plötzlich krank geworden. Meterhoch ist der Schnee gelegen, ein fürchterlicher Sturm ist gegangen, keiner hat sich vor die Tür getraut. Aber dem Hannes hat das nichts gemacht. Er hat seine zwei stärksten Rösser eingespannt, hat zwei ganze Brotlaibe in Branntwein eingeweicht, sie den Pferden zum Fressen gegeben, und dann sind sie wie der Teufel die halbe Nacht bis in die Stadt gerast. Dort hat er dem Doktor die Tür eingetreten, hat ihn aus dem Bett geholt und auf den Schlitten geschmissen, mit der Peitsche geknallt, und in der Früh waren sie wieder am Hof. Die Rösser sind tot umgefallen, aber das Kind ist gerettet worden.“

Solche Heldenstückeln lassen das Herz eines Dreijährigen schon schneller schlagen und ihn davon träumen, als „wilder Franzl“ in die großen Fußstapfen zu treten, auch wenn es jetzt nur dazu reicht, mit viel Geschrei die Katze aufs Dach zu jagen. Er kann jedenfalls gar nicht genug vom Hannes hören. Das ist ja auch viel interessanter als die Gespräche von Mutter und Vater, wenn sie abends seufzend das Wochenblatt studieren.

Von einem Österreich ist da die Rede, das einmal einen Kaiser gehabt hat und groß und stark war („wie der Hannes muss es gewesen sein“, denkt er sich), jetzt aber als „Armutschkerl“ dasteht und wahrscheinlich nicht überleben kann. Dass es ab 1925 keine Kronen mehr gibt, sondern Schillinge (nach wie vor viel zu wenig im Haus Schöngruber) – was ist das schon gegen die 1.000 Gulden, die der wilde Hannes in nächtelangen Kartenpartien verloren, gewonnen und wieder verloren hat. Oder dass sich die „Schwarzen“, die „Roten“ und die „Nazi“ jede Woche irgendwo prügeln, dass sogar schon geschossen wurde und es Tote und Verletzte gegeben hat, das reicht doch nicht an die großen Wirtshausraufereien heran, die den Hannes zum Schrecken der Gendarmen gemacht haben. Gar nicht zu reden von den vielen Preußen, die er im 66er-Jahr abgemurkst hat, so dass eigentlich unerklärlich ist, warum wir den Krieg verloren haben. Dass der Ur-Urgroßvater, wenn alle diese Geschichten gestimmt hätten, bei Königgrätz schon ein 70-jähriger Kriegsheld gewesen wäre, das sollte sich der Franz erst viel später ausrechnen. Anderes dürfte allerdings gestimmt haben, sonst wäre von der einstigen Großbauern-Herrlichkeit sicher mehr übrig geblieben als die paar Hektar, auf denen der Onkel Matthias, ein Cousin der Mutter, mit seiner Familie mehr schlecht als recht dahinwirtschaftet.

„Franzl, geh'n wir fischen nach der Schul'?“ Die vom Draxler-Karl in der Pause geflüsterte Frage ist nicht leicht zu beantworten. Nicht, weil das Schwarzfischen zu den verbotenen Vergnügungen gehört. Um damit fertig zu werden, ist ein neunjähriges Lausbuben-Gewissen dehnbar genug. Noch dazu, wo der Franz den mageren, aber kräftigen Karl bewundert, der auch einer der Geschicktesten in der Kunst ist, mit der bloßen Hand eine Forelle aus dem glasklaren Bach zu holen. Schließlich ist er schon zwei Jahre älter, und dass sie im gleichen Klassenraum sitzen, liegt nur daran, dass es in der Schule nur zwei Klassen gibt, in denen die 6- bis 14-jährigen Dorfkinder in acht Abteilungen unterrichtet werden. Aber da ist etwas anderes: Daheim haben sie ihm gesagt, dass er sich mit dem Draxler-Karl nicht mehr treffen darf.



Die Ausstattung ist einfach, mehrere Klassen werden zusammen unterrichtet. Aber der Franzl geht trotzdem ganz gerne in die Schule.

Schuld ist anscheinend dem Karl sein Vater. Dass er arbeitslos ist, das geht ja noch an, das sind schließlich, hat der Franz zu Hause gehört, in diesem Jahr 1930 in Niederösterreich fast 90.000 und in ganz Österreich mehr als 280.000. Aber er ist auch ein „Sozi“ und noch dazu ein „Schutzbündler“. Mit solchen Leuten kommt man nicht zusammen im Dorf, da geht's ganz streng zu. Ganz klar, dass die Schöngruber-Mutter beim Christlichen Theaterverein mitspielt, wo ein Draxler nie seinen Fuß hinsetzen würde. Der ist dafür in der Bezirksstadt beim Arbeitersportverein („Wo s'“, so die Schöngrubers, „sicher eh nur Schießübungen machen.“) und würde wiederum nie gemeinsam mit dem Hilfslehrer Wimmer „sporteln“, der stolz das Emblem des Deutschen Turnerbundes trägt. Da soll sich ein Neunjähriger noch auskennen. „Klar“, sagt der Franz, „um drei beim Bach!“ Es wird ein strahlend schöner Nachmittag, an dem man sich auch über allerhand unterhalten kann, was man von den Großen hört und doch nicht immer ganz versteht.

„Voriges Jahr“, berichtet der Franz nicht ohne Stolz, „hat mich der Vater nach Zwettl mitgenommen, wie die Heimwehr marschiert ist. Bumm! Das hättest seh'n müssen.“

„Die Hahnenschwanzler“, kontert Karl, „das ist auch schon was. Mein Vater schaut nicht nur zu, der marschiert mit beim Republikanischen Schutzbund. Mit dem Gewehr! Der wird uns verteidigen, wenn's drauf ankommt.“

„Mein Vater sagt, ihr habt's vor drei Jahren in Wien einen Palast angezündet.“ „Und meiner weiß, dass eure Leut' dabei fast 90 von unseren umgebracht haben. Es war der Justizpalast“, fügt Karl mit der Weisheit des Älteren hinzu, „und dort is vorher a Sauerei passiert. Und überhaupt sind die Hahnenschwanzler Faschisten.“

Das ist ein ganz neues Wort, unter dem sich eigentlich beide nicht viel vorstellen können. Aus Italien dürfte es kommen, mehr wissen sie nicht. Nach einer längeren Denkpause:

„Waßt wos? I glaub', unsere Eltern sind nur so bös aufeinander, weil's Angst haben. Dein Vater fürcht' sich vor meinem und meiner vor deinem.“

Kinder sehen halt doch manches, was den Erwachsenen entgeht.

„Mit Kanonen hat der Dollfuß auf Arbeiter, auf Frauen und Kinder schießen lassen – Pfui Teufel!“

„Ihr habt's ja angefangen – ihr roten Umstürzler!“

Den Julitag 1934, an dem die Tante Fini aus Wien, die Schwester der Mutter und verheiratete Matouschek, und ihr Mann ins Dorf auf Besuch gekommen sind, wird der Franz Schöngruber nie im Leben vergessen. Eigentlich hat er die beiden immer recht gern gehabt, und zwar nicht nur wegen der Zuckerl, die sie ihm und seinem jetzt vierjährigen Bruder Johannes – da hat sich die Großmutter kurz vor ihrem Tod doch noch durchgesetzt – immer mitbringen. Dass der Vater und sein Schwager streiten und dabei ganz rote Köpfe bekommen, stört ihn auch nicht besonders, auch wenn es diesmal noch heftiger zugeht als sonst.

„Schwarze Brut!“

„Rote Volksverhetzer!“

So ist's jetzt überall, überlegt der Franz. Auch mit dem Draxler-Karl muss er sich jetzt noch viel heimlicher treffen, weil sie sonst beide daheim ihre Watschen kriegen würden, und sie tun es auch nicht mehr so oft. Weil der Karl jetzt schon in der Fabrik arbeitet, vor allem aber, weil sie nicht mehr ein Herz und eine Seele sind wie früher. Seit im Februar in Wien, aber auch in St. Pölten und in vielen anderen Städten Bürgerkrieg geherrscht hat – die Zeitungen haben von 314 Toten geschrieben, aber es sollen viel mehr gewesen sein –, steht ein Schatten zwischen ihnen. In der Stube geht's inzwischen weiter:

„'s Parlament habt's aufg'löst, ihr Faschisten.“

„Da sieht man, dass d' Ahnung hast, Schurl, selber hat's sich's aufg'löst, des waß jed's Kind.“

Viel schlimmer als dieser Streit ist für den Franz an diesem Tag etwas anderes. Nämlich dass die Mutter und die Tante Fini stumm in der kleinen Küche sitzen, sich an den Händen halten und ihnen dabei die Tränen herrunterrinnen. Als ob jemand gestorben wäre.

„Arbeitermörder, Kerzelschlucker!“

„Bolschewik, Revoluzzer, bluatiger!“

Damit ist's genug. Der Matouschek stürzt in die Küche, schnappt sich seine schluchzende Gemahlin und zerrt sie mit der Ankündigung, man werde ihn hier nie mehr wieder sehen, aus dem Haus. Was der Schöngruber gelassen hin-



Schutzbündler – der Hass und die Furcht zwischen den politischen Lagern ist auch für die Kinder spürbar.

nimmt: „I hätt' eahm eh nimmer reinlassen, den roten Ziegelböhm.“ (Ein harter Spruch, wenn man bedenkt, dass die Matouscheks seit drei Generationen in Wien ansässig sind und der gelernte Schlosser Georg eine Ziegelei nur vom Hörensagen kennt.)

Aber dieser schreckliche Julitag ist noch lange nicht zu Ende. Spät in der Nacht hämmern plötzlich Fäuste an die Tür. Franz hört die Stimme des Onkels Matthias, des Hoferben vom wilden Hannes. „Der Dollfuß ist tot, die Hakenkreuzler ham unsern Bundeskanzler erschossen! Aber sie ham die verfluchten Mörder erwischt. Uns kriegt der Hitler nicht so leicht!“

Ja, der Kleinbauer Matthias hat es scharf auf die „Nazi“. Anfang Februar 1934 ist er mit 100.000 niederösterreichischen Bauern in Wien aufmarschiert, um gegen die Nationalsozialisten zu protestieren, die 1932 in den Landtag gekommen sind, 1933 verboten wurden und seither viele Bombenanschläge verübt haben. Dieser Aufmarsch war für ihn ein ganz großes Erlebnis. Aber auch hier im Dorf hört man immer öfter die Meinung, drüben im „Reich“ sei alles viel besser geworden. Und dass die Juden an allem schuld sind, das sei sowieso nichts Neues. Obwohl sich der Franz nicht vorstellen kann, dass der Simon – der weißbärtige Schneider, der ihm seinen ersten Anzug angemessen hat und der der einzige „Jud“ ist, den er kennt – jemals irgendjemand irgendetwas angetan haben könnte.

„Ein Greißler ist eine Respektsperson, und aus dir werd' ich auch noch eine machen, Rotzbub.“ Im Sommer 1937 ist der Schöngruber Franz schon fast ein Jahr Lehrling beim Michael Reisinger und hört diese Mahnung immer wieder. Tatsächlich wirkt ja der Gemischtwarenhändler mit seinen fast 1,90 Metern und

gut über 100 Kilo höchst respekt einflößend. Vor allem, wenn sich in seinem Laden jemand vordrängen, die Qualität der Quargeln mit Daumen druck prüfen oder sonst irgendwelche Sonderrechte in Anspruch nehmen will. Da zieht der Reisinger empört die Augenbrauen hoch und verkündet mit scharfer Baritonstimme: „Bei mir

gibt's Knacker, Krakauer, Bergsteiger, Dürre – aber keine Extrawürscht!“ Das ist im Dorf schon zu einem Zitat geworden, und manche, vor allem junge Burschen, versuchen, es durch ein vorgetäushtes Vordrängen zu provozieren. Aber so was durchschaut der Reisinger sofort, er reagiert nur mit einem „Wacheln“ der mächtigen Hand – so wie man ein Hendel verscheucht.

Hinter der rauhen Schale steckt aber ein batzweicher Kern. Der Franz ist heilfroh, dass er nicht nur eine Lehrstelle, sondern auch einen solchen Lehrherrn gefunden hat, auch wenn es manchmal eine „Tachtel“ und hie und da sogar eine „Watschen“ setzt. Er ist in die Reisinger-Familie aufgenommen, darf mit am Mittagstisch sitzen – „ein Esser weniger daheim“ – und der Mutter immer wieder „Wurstzipfel“ mitbringen. Wenn ihn überhaupt etwas stört, dann die blonde Moni, die den ganzen Nachmittag um ihn herumskarwenzelt und es in seinen Augen vor allem an dem Respekt fehlen lässt, den ein Schulmädchel einem „Herrn Lehrbuben“ schuldet, auch wenn sie die Tochter vom Chef ist.

Natürlich ist der Reisinger auch ein beliebter dörflicher Treffpunkt. Wenn es dabei ins Politische geht, dann verstummt der sonst so redegewaltige Gemischtwarenhändler: „Ein Greißler ist für alle da!“

Besonders für den Lehrer Wimmer ist das Geschäft ein wichtiges Forum, seit er 1933 nach dem Verbot der NSDAP aus dem Gemeinderat wieder ausziehen musste. Da stellt er sich auf die Zehenspitzen, um seine knapp 1,60 Meter, die neben dem Reisinger besonders auffallen, ein bisserl imponierender erscheinen zu lassen: „Im Deutschen Reich haben alle Arbeit, die Bauern sind als Ernährer des Volkes hoch angesehen, und es geht überall aufwärts. Auch bei uns muss das Neue kommen und das Verfaulte, Morsche, Undeutsche hinausgefegt werden. Dieser so genannte Ständestaat hat kein Lebensrecht und keine Lebenschance.“

Eigentlich, denkt sich da mancher, müsste man ihn ja anzeigen, damit sie ihm im Lager Wöllersdorf ein paar Monate lang „Mores“ lehren. Aber andererseits: Wer weiß, was noch kommt, und es werden auch immer mehr, die bei seinen Wortschwallen zustimmend mit dem Kopf nicken. Und sogar der Gendarm, der doch was unternehmen könnte, hört lieber weg, wenn er zufällig auch um ein Packerl „Sport“-Zigaretten hereinkommt.

Darum braucht der Wimmer seine Nazi-Gesinnung auch gar nicht zu tarnen. Weißes Hemd, weite Knickerbocker, weiße Stutzen – man sieht ihm den „Ille-



Der Greißler ist mehr als ein Nahversorger – er spielt auf dem Land eine wichtige Rolle.

galen“ auf hundert Meter an. Wahrscheinlich waren es auch er und seine Freunde, die vor ein paar Tagen ihre Sprüche auf das Bürgermeisteramt und den Pfarrhof geschmiert haben: „Schuschnigg an den Galgen“, „Heil Hitler“, „Weg mit den Pfaffen und System-Bonzen“.

Zumindest die letzte Parole aber war – das weiß auch der Wimmer und hat den Urheber kräftig zusammengestaucht – ein „Rohrkrepierer“. Denn die meisten im Dorf denken wie die Mutter Schöngruber: Sie hat das Gefühl, dass es nicht so weitergehen kann wie bisher, dass etwas grundlegend Neues kommen müsste. Aber auf die Religion und den Herrn Pfarrer lässt sie nichts kommen.

„Ich hab's euch immer gesagt – wenn wir den Hitler kriegen, dann kriegen wir auch den Krieg. Das alles wird noch furchtbar ausgehen.“ Der Franz, der in wenigen Tagen seinen 18. Geburtstag feiern wird und dem halbjährigen Reichsarbeitsdienst mit recht gemischten Gefühlen entgegenseht (der Arbeitseinsatz macht ihm ja nichts aus, aber er hat auch gehört, dass man beim Exerzieren mit dem Spaten ganz schön „geschliffen“ wird), kann eigentlich nicht verstehen, warum der Onkel Matthias am Ende dieses Jahres 1939 so pessimistisch ist. Polen ist in vier Wochen überrannt worden, und der allgemeine Siegestaumel hat auch einen so ruhigen Burschen wie den Franz angesteckt. Mehr allerdings noch seinen neunjährigen Bruder, den Hannes. Der ist in diesen bewegten Tagen mit einer Polen-Karte herumgerannt wie ein General. Er ist der erklärte Liebling des Lehrers Wimmer. Weil er so gescheit ist, meint die Mutter. Weil er ihm alle großen Sprüche glaubt, denkt sich der Franz. Wahrscheinlich haben beide recht.

„Ich hab's euch immer gesagt“, beharrt der Matthias. Er war der Einzige im Ort, der am 10. April 1938 bei der Volksabstimmung über den Anschluss zu Hause geblieben ist. Auch hier haben mehr als 99 Prozent ihr „Kreuzel“ bei „Ja“ gemacht. Der Onkel Matthias mag schon Recht haben, wenn er meint, das Ergebnis hätte anders ausgesehen, wenn es nicht nur eine Nazi-Propaganda gegeben und wenn der Wahlleiter nicht die Leute aufgefordert hätte, auf die Wahlzelle zu verzichten und gleich offen abzustimmen. Aber irgendeine Mehrheit für den „Anschluss“ hätte es wohl auch so gegeben.

Bei vielen ist die Begeisterung allerdings schon etwas abgekühlt. Zum Beispiel bei der Mutter Schöngruber. Von Verhaftungen hat sie gehört, von einem Ort

namens Dachau ist viel die Rede. Und vor allem stört es sie, dass die neuen Machthaber den Religionsunterricht behindern. Den beliebten Pfarrer von Groß Siegharts haben sie sogar für ein paar Tage eingesperrt (später sollte er im Konzentrationslager Dachau ums Leben kommen). Und dass die Helga, die Tochter des Matthias, die Lehrerin in Krems war, gleich in ein gottverlassenes mährisches Nest versetzt wurde, weil sie die Ansichten ihres Vaters teilt und damit auch nicht hinter dem Berg hielt, das ist doch auch nicht in Ordnung. Damit kann man doch nicht einverstanden sein, auch wenn inzwischen viele Nachbarn, die vor dem „Anschluss“ arbeitslos waren und bittere Not litten, Beschäftigung gefunden haben.

„Ja, ja“, murmelt der Matthias, beim Bau des Truppenübungsplatzes in Döllersheim. „Alles nur für den Krieg. Ihr werdet's doch nicht glauben, dass der Hitler und der Stalin nebeneinander leben können. Bald wird der eine über den anderen herfallen. Meinen Michael haben s' schon zur Wehrmacht geholt. Und du, Franzl, wirst auch bald dran sein.“



Neue Arbeitsplätze oder Vorbereitung für den Krieg?
In Döllersheim entsteht ein riesiger Truppenübungsplatz.

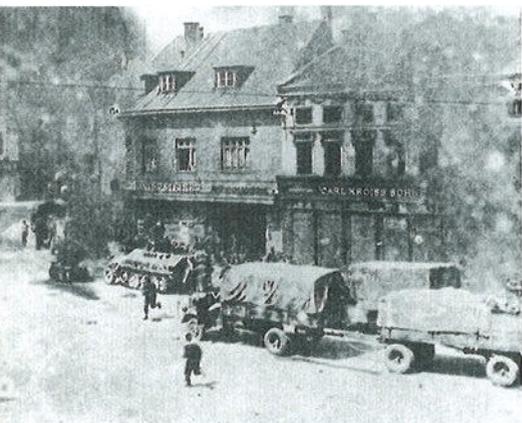
„Sanitäter!“ Laut will es der Franz schreien, aber aus dem trockenen Mund kommt nur ein Krächzen. Sein Kamerad, ein wortkarger, verlässlicher Mecklenburger, presst die Hände gegen den Bauch, zwischen den Fingern quillt Blut hervor. Und in immer neuen erdbraunen Wellen stürmt der „Iwan“ heran. Sie liegen in diesem Herbst 1943 in der Gegend von Dnjepropetrowsk, rund 700 Kilometer westlich der Stadt, deren Name ihnen seit dem Winter wie ein Alpdruck auf der Seele liegt: Stalingrad.

Das müsste der Hannes sehen, schießt es dem Franz durch den Kopf. Auf's Gymnasium haben sie den Bruder geschickt, aber er ist anscheinend genauso blöd wie alle anderen. Die Mutter hat geschrieben, mit wie viel Begeisterung er beim „Jungvolk“ der Hitlerjugend ist. Klar, die fescche Uniform mit Braunhemd, kurzer Hose, schwarzem Halstuch und Lederkoppel, das Gemeinschaftsgefühl, die Zeltlager mit der Lagerfeuerromantik, die Sportfeste – alles das kann ein Bubenherz schon begeistern. Aber die Lieder, die sie singen, die findet Franz

zum Kotzen. Immer wieder geht es ums Sterben und wie schön und ehrenvoll es doch ist, sein Leben für das deutsche Vaterland zu geben. Der Landser aus dem Waldviertel hat schon zu viele junge Männer sterben sehen, Kameraden und Russen. Erhebend aber war es nie. Sterben, das ist Dreck, Eiter, Blut, Kot, das ist Gestank und Schmerzensschreie. Und wofür? Seit Monaten heißt es nur mehr: „Vorwärts, Kameraden, wir müssen zurück!“ Und dazu noch die Gerüchte über Gräueltaten hinter der Front. Wie lange soll dieser ganze Wahnsinn noch dauern?

„Franzl, bist es wirklich?“ Kein Wunder, dass der Vater und die Mutter erst einmal fragen, bevor sie sich alle schluchzend in den Armen liegen. 24 Jahre ist er jetzt alt, aber jeder würde ihn viel älter schätzen. Der früher so kräftige Körper ist auf 50 Kilo abgemagert, und die Augen schauen aus wie die eines Sechzigjährigen. Es sind Augen, die in den letzten Monaten zu viel gesehen haben: Zuerst bei Budapest den Blitz der Granate und die Staubwolke, denen der fürchterliche Schmerz im rechten Bein folgte, dann die müden, überarbeiteten Gesichter der Ärzte, die fast amputiert hätten (ein wenig hinken wird er wohl bis zum Lebensende); aus dem Fenster des Verwundetenzuges die wie Skelette wirkenden Leichen ungarischer Juden, die man zum Bau des lächerlichen „Ostwall“ hierher getrieben hatte (sollten die unfassbaren Geschichten, die

man an der Front über Vernichtungslager gehört hat, doch stimmen?), und die einst so stolze Stadt Wiener Neustadt, in der nur mehr 18 Häuser unbeschädigt sind; das Lazarett in Wien, die allgemeinen Auflösungserscheinungen, das Geschützfeuer am Stadtrand, das immer näher kam, die Aufforderung an alle, die noch gehen konnten, sich aus dem Staub zu machen, der hungrige Körper der Frau, die ihn eine Woche aufgenommen hatte und ihm zum Abschied ein paar Zivilkleider ihres gefallenen Mannes schenkte; dann „zwischen Schutt und Trümmern“ am 8. Mai 1945 die Nachricht, dass alles vorbei ist.



Bombenangriffe haben viele Städte zerstört. Der Heimweg Franz Schöngrubers führt durch Trümmerfelder.

Zu Fuß auf vielen Umwegen durch das nördliche Niederösterreich. Und wieder viele widersprüchliche Eindrücke: zerstörte Häuser, aber auch Frauen, Kinder und alte Männer, die schon beginnen, den Schutt wegzuräumen; die Leichen von deutschen Soldaten, die noch in den letzten Kriegsstunden als Deserteure von der Feldgendarmarie aufgegriffen wurden; betrunkene, plündernde Ostarbeiter, die sich an ihren früheren Dienstherrn für angebliche oder tatsächliche Ungerechtigkeiten rächen wollen, aber auch solche, die jetzt jene schützen, die ihnen gegenüber Mitleid gezeigt hatten; weinende Frauen, die die „Befreier“ als Vergewaltiger kennen gelernt haben, und russische Soldaten mit Taschen voller Uhren, aber auch Offiziere, die sich bemühen, Ausschreitungen zu verhindern und Ordnung ins Chaos zu bringen; Nazi-Amtsträger, die noch hoffen, sich irgendwie nach Westen, zu den Amerikanern, durchschlagen zu können, und Flüchtlinge aus den verschiedensten Gegenden, vor allem aus Mähren; Menschen, die ihnen die Türe vor der Nase zuschlugen, und andere, die das wenige, das sie haben, teilen.

Und endlich der geliebte Heimatort.

Im Schöngruber-Haus sind glücklicherweise alle wohlauf. Den Vater haben sie als 50-jährigen noch zum Volkssturm geholt, aber er musste nur Schützengräben ausheben, die dann keiner mehr gebraucht hat. Viel Glück hat der Hannes gehabt. Die Hitlerjugend sollte noch mit Panzerfäusten gegen den Feind geschickt werden. Aber da ist der Onkel Matthias vorbeigekommen, hat dem Buben eine „Mordswatschen“ gegeben und die Panzerfaust in die Büsche geschmissen. Ob der einarmige Unteroffizier an der Spitze des Zuges den Vorfall übersehen hat oder übersehen wollte, das wird man wohl nie herausfinden. Auf jeden Fall hat der Hannes ein paar Tage lang geglaubt, dass dadurch der Endsieg verhindert wurde, aber schön langsam dämmerte ihm, dass sein jugendlicher Idealismus verbrecherisch missbraucht wurde.

Und wie ist es all den anderen ergangen? Der Onkel Matthias war wegen seines losen Mundwerks ein paar Mal hinter Gittern, aber heute fühlt er sich wohler denn je. Sein Sohn ist irgendwo in der Steiermark in englischer Gefangenschaft, er hat einen Arm verloren, aber er lebt. Die Helga war als Lehrerin sogar nach Polen versetzt worden, sie ist jetzt wieder daheim und berichtet Fürchterliches von einem Ort namens Auschwitz.

Der Draxler-Karl? Ist wie so viele in Stalingrad geblieben, und seine junge

Witwe steht mit zwei kleinen Kindern da. Der Wimmer? Hat sich wie mancher andere, dessen Welt in Scherben gefallen ist, nach der Kapitulation eine Kugel in den Kopf geschossen.

Und sein früherer Chef, der Reisinger? Das, meint die Mutter, ist eine traurige Geschichte. Das Geschäft hat ihn im Krieg nicht mehr so richtig gefreut. Wegen der vielen Arbeit mit den Lebensmittelkarten und Bezugsscheinen, vor allem aber, weil „ein Greißler verkaufen soll und nicht zuteilen“. Am 23. März, wenige Wochen vor dem Ende des Krieges, war er dann drüben in Gmünd, plötzlich waren Flugzeuge am Himmel, sind Bomben gefallen, haben Bordwaffen gekracht. Mehr als 300 Opfer hat es gegeben, und eines davon war der Reisinger.

Die Gespräche werden durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. Der Vater soll sofort zum Gemeindeamt kommen, und der Franz geht mit. Vor dem Haus parkt ein altes klappriges Auto, am Steuer ein gelangweilter Sowjetsoldat mit einer Zigarette im Mundwinkel. Und daneben stehen drei höchst unterschiedliche Männer: Ein kleiner magerer – „der Figl, ich kenn' ihn noch vom Bauernbund“, flüstert der Onkel Matthias, der schon auf sie wartet –, ein ziemlich wohlbeleibter und ein langer hagerer. Der Figl ist jetzt provisorischer Landeshauptmann, die beiden anderen sind seine Stellvertreter – Oskar Helmer von den Sozialisten und der Kommunist Otto Mödlagl.



Die „Dreieinigkei“ kommt ins Dorf – Leopold Figl, flankiert von Oskar Helmer (rechts) und Otto Mödlagl (links).

„Leutln“, sagt der Mann mit der heiseren Stimme, der bald Bundeskanzler sein wird, „wir brauchen unten in Wien dringend Lebensmittel. In der Hauptstadt und überall in den Industriegebieten verhungern uns sonst die Kinder. Ihr könnt's euch gar net vorstellen, wie's dort aussieht.“ Die Bauern wiegen bedenklich die Köpfe. Der eine weiß nicht, wie er die Felder ohne die Söhne bewirtschaften soll, die tot oder noch in Gefangenschaft sind, dem anderen haben die Russen die Rösser und die Kühe davongetrieben. Aber sie werden ihr Bestes geben.

Später dann, im kleineren Kreis, ohne den Mödlagl. Der Landeshauptmann fordert, möglichst rasch demokratische Einrichtungen zu schaffen – eine Gemeindeverwaltung, aber auch eine Feuerwehr: „Zuerst in aller Stille aufbauen und dann erst auf der russischen Kommandantur anmelden – so geht's am besten.“ Auf diese Art ist am Abend der Onkel Matthias plötzlich provisorischer Bürgermeister. Kein leichtes Amt in dieser Zeit. Oft wird er auf die Kommandantur in die Bezirksstadt müssen, manchmal werden sie ihm dort mit Sibirien drohen. Aber er war ja schließlich nie einer, der sich leicht ins Bockshorn jagen ließ.

„Ich kann Euch zu Weihnachten nichts geben. Ich kann Euch für den Christbaum, wenn Ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben. Ich kann Euch keine Gaben für Weihnachten geben. Kein Stück Brot, keine Kohlen zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Ich kann Euch nur bitten: Glaub an dieses Österreich!“ Franz Schöngruber kann diese berühmte Weihnachtsansprache des Bundeskanzlers Leopold Figl nicht hören, im Dorf ohne Elektrizität gibt es kein Radio. Aber das, worauf es ankommt, spürt er innerlich. Es herrscht ein ganz anderer Geist als vor dem Krieg. Trotz der großen Not. Schlagendster Beweis: Der Vater, von dem jeder weiß, dass er hundertmal lieber einen Krampen in die Hand nimmt als eine Feder, hat den Matouscheks in Wien einen Brief geschickt, der in dem Satz gipfelt: „Ich glaub', Schurl, wir waren alle zwei rechte Deppen.“

Weihnachten 1945 feiert der Franz allerdings nicht im Elternhaus, sondern im Hinterzimmer des Geschäftes, in dem er seinerzeit als Lehrbub „gewirkt“ hat. Die Moni, zu der man jetzt Monika sagen muss, hatte ihn vor einigen Monaten gebeten, ihr zu helfen, die väterliche Greißlerei weiterzuführen. Mehr aus Mitleid hat er dem mageren „Dirndl“ zugesagt. Er stellte allerdings fest, dass sie gar nicht „zaundürr“ ist, sondern schön schlank. Und vor allem ein unheimlich lieber Kerl. Man ist sich nähergekommen. Sogar sehr nahe. Und so gibt es heute zwar keine Weihnachtsgans und keinen Weihnachtsbaum, aber eine saftige Weihnachtsüberraschung: „Franzl, wir werden bald zu dritt im Geschäft sein.“ Aus dem Franz wird also bald ein braver Ehemann und Familienvater werden.

1953 ist für den Gemischtwarenhandel ein nicht unwichtiges Jahr – ab Mai gibt es endlich keine Lebensmittelkarten mehr. Hier auf dem Land waren sie ja nie

so entscheidend, in den letzten Jahren ist ihre Bedeutung überhaupt zurückgegangen. Aber der Franz weiß aus vielen Gesprächen mit Kollegen, was in den Industriegebieten die „Lebensmittelaufrufe“ für die Menschen vor allem in der ersten Nachkriegszeit bedeutet haben. Ende 1945 stellten die Ärzte in Wiener Neustadt und St. Pölten zahlreiche Fälle von Hungerödemen fest, und 1946 gab es zeitweise auf die Lebensmittelkarten für „Normalverbraucher“ nur 800 Kalorien am Tag.

Ja, ja, freut sich der Franz, während er Zucker aus einem großen Sack in 1/2-Kilo-Packerl abfüllt, es ist schon allerhand weitergegangen in den letzten acht Jahren. Weil die Menschen – alle Menschen – zusammengehalten und zusammengearbeitet haben, wie er das noch nie erlebt hat. Demnächst soll der Ort sogar an das Stromnetz angeschlossen werden. Seine Kinder reden schon von nichts anderem mehr. Zwei hat er jetzt, und beide gehen schon in die Schule, die noch immer zweiklassig ist. Die siebenjährige Traudel ist, wie er immer betont, wenn seine holde Gattin nicht in der Nähe ist, „ein kleiner Engel – ganz der Vater“. Dagegen hat er mit dem um ein Jahr jüngeren Hannes, den alle den „kleinen Hannes“ nennen, um ihn von seinem Onkel zu unterscheiden, ein rechtes Kreuz. Da könnte, fürchtet er, wieder ein „wilder Hannes“ heranwachsen.

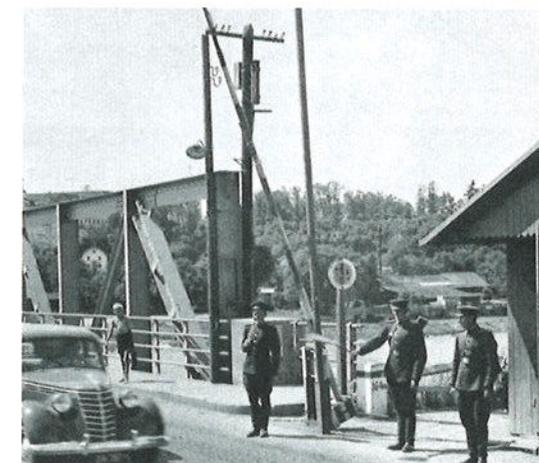
Natürlich ist der Franz auch ein bisserl stolz darauf, dass hier im Ort sein Onkel Matthias ganz schön zum bescheidenen Aufschwung beigetragen hat. Fünf Jahre war er provisorischer Bürgermeister und hat dem russischen Kommandanten in der Bezirksstadt bei vielen Gläsern Wodka und Wein manches Zugeständnis abgerungen. Manchmal hat aber auch nicht viel gefehlt, und sie hätten ihn nach Sibirien geschickt. Als dann 1950 die ersten Gemeinderatswahlen stattfanden, bei denen der Matthias sicher eine Riesenmehrheit bekommen hätte, hat er gemeint, dass er halt doch schon zu alt und müde für dieses „G'schäft“ sei. Am liebsten wäre ihm gewesen, sein Bub, der Michael, der 1946 aus der Gefangenschaft heimgekehrt ist, hätte sich aufstellen lassen, damit er selbst weiter fest mitmischen kann. Aber der Michael lebt gar nicht mehr im Ort. Er wollte sich zuerst eine Arbeit auf den Ölfeldern drüben im Weinviertel suchen, aber die gehören den Russen, und er hätte den Kommunisten beitreten müssen – „Der Vater hätt' mir den Schädel abgerissen“. Wahrscheinlich wäre er dann auch bei denen gewesen, die sie im fünfzi-

ger Jahr nach Wien demonstrieren geschickt haben, damit sie doch noch das Steuer für die KPÖ herumreißen, die bei den Wahlen von 1945 und 1949 trotz der Besatzer im Rücken nur knapp über 5 Prozent bekommen hat. Jetzt ist der Michael jedenfalls bei der NÖ Landesregierung in Wien und bemüht sich, nebenbei die Matura nachzumachen. Im Amt, so erzählt er, ist's auch nicht grad ein Honiglecken. Im ersten Stock des Landhauses sitzt eine russische Kontrollkommission, „und wenn die Njet sagen, dann können wir uns auf den Kopf stellen, es nutzt nix.“

„Ich bin froh, dass er weg ist“, sagt der alte Matthias, wenn er sich schnaufend auf dem Stockerl niederlässt, das in keiner Greißlerei fehlen darf. „Auf dem Hof hätt' er keine Zukunft. Kunstdünger verwenden sie jetzt, und mein Nachbar hat sich einen Traktor bestellt, den ersten im Dorf. Weiß der Herrgott, was noch für Maschinen kommen. Wir Kleinen können da nicht mit. Viele werden aufgeben und wegziehen müssen, weil's bei uns heroben keine Fabriken gibt. Pass nur auf, dass es euch Kaufleuten nicht genauso geht.“

Es haben sowieso schon viele dem Dorf den Rücken gekehrt. Auch sein Bruder, der Hannes, der das Gymnasium mit Ach und Krach geschafft hat und jetzt in Linz arbeitet. Mit der alten „Indian“, einer Beiwagenmaschine aus der Vorkriegszeit, die sie für das Geschäft brauchen und die der Franz mit ebensoviel Mühe wie Liebe in Schuss hält, haben sie ihn schon ein paar Mal besucht.

Es war immer ein etwas mulmiges Gefühl, wenn der Posten an der Zonengrenze lange den viersprachigen Identitätsausweis mit den vielen Stempeln untersucht hat, den jeder Österreicher haben muss. Aber wenn dann der Schlagbaum hochging, war man plötzlich in einer anderen Welt: mehr Autos, funkelneue Fabriken, besser gekleidete Menschen. „Wenn die Russen überhaupt jemals weggehen“, überlegt sich manchmal der Franz, „dann frag' ich mich, wie wir diesen Rückstand noch aufholen sollen.“



Eine Fahrt über die Zonengrenze ist immer mit Herzklopfen verbunden.

Die ganze Familie ist um den schönen neuen Radioapparat versammelt. Die Monika und der Franz halten sich an der Hand, die Schöngruber-Eltern sind herübergekommen, und die Traudel hat ein ganz ernstes Gesicht aufgesetzt. Nur der „kleine Hannes“ rutscht unruhig hin und her. Die Großen können ihm hundertmal erzählen, dass dieser 15. Mai 1955 ein ganz großer Tag ist, er würde trotzdem viel lieber mit dem Vickerl Draxler „Cowboy und Indianer“ spielen. (Wie sich doch die Geschichte wiederholt. Oder doch nicht? Während sich der Franz und der Karl noch heimlich treffen mussten, hat niemand was gegen die Freundschaft ihrer Söhne. Ganz im Gegenteil.) Genau schildert der Sprecher, wie der österreichische Außenminister – „unser Leopold Figl“ – und die Außenminister der vier Großmächte, die jetzt keine Besatzer mehr sein werden, den Staatsvertrag unterzeichnen. Immer wieder der großartige Satz: „Österreich ist frei!“ Und als aus dem Radio der Jubel der Menschen vor dem Schloss Belvedere tönt, da gibt es bei den Frauen Freudentränen, und auch der Franz spürt einen Knödel im Hals.

„Ich freu' mich schon, wenn wir's in der Wochenschau sehen“, flüstert er seiner Frau zu. Denn das ist das einzige Vergnügen für die Schöngrubers: Pünktlich an jedem Samstag fahren sie mit dem Puch 500, der jetzt statt der alten „Indian“ vor dem Geschäft parkt, die paar Kilometer hinüber ins Kino der Marktgemeinde. Die Karten sind fix vorbestellt, weil ja jeder Platz besetzt ist. Hans



Moser, Theo Lingen und Paul Hörbiger, Rudolf Lenz und Anita Gutwell, das junge „Kaiserpaar“ Romy Schneider und Karlheinz Böhm, Oskar Sima, Rudolf Carl – sie alle gehören fast schon zur Familie. Und besonders wichtig ist dem Franz die „Wochenschau“ vor dem Hauptfilm, sie ist ein Fenster zur Welt und berichtet zum Beispiel von den Siegen unserer Schi-Idole Toni Sailer und Anderl Molterer. Besonders stolz war der Franz übrigens, als im Vorjahr eine Niederösterreicherin, die Trude Klecker vom Semmering, in Schweden Slalom-Weltmeisterin geworden ist.

Der wöchentliche Kinobesuch ist für die Schöngrubers in den 50er-Jahren ein Fixtermin. Die junge Kaiserin „Sissi“ alias Romy Schneider gehört fast zur Familie.

„Es wird a Wein sein ...“ Zufrieden streckt der Schöngruber die Beine unter dem Tisch des gemütlichen Heurigen in Dürnstein aus. Das ist halt eine andere Musik als der Rock ‚n‘ Roll, bei dem der „kleine Hannes“ das Radio immer auf volle Lautstärke dreht. Irgendwie spürt der Franz instinktiv, dass es nicht nur eine „Negermusik“ ist, sondern dass dieser Rhythmus Auflehnung symbolisiert, eine Revolution der Jungen, die er nicht ganz versteht. Aber an diesem Frühsommer-Sonntag des Jahres 1960 will er mit dem Hannes nicht streiten, schließlich ist der Bub am Vormittag in St. Pölten gefirmt worden. „Hoffentlich nützt's was“, meint er halb im Scherz, halb im Ernst. Danach hat die Familie einen wunderschönen Ausflug gemacht und ist über die Wachaustraße gefahren, auf die Niederösterreich so stolz ist. Sie zeigt, dass das Land aufholt. Weitere Beweise sind die NEWAG-Kampwerke, die im Vorjahr fertig geworden sind, und der Autobahnbau, der schon vor fünf Jahren begonnen hat. Und im Herbst werden sie in Maria Enzersdorf, südlich von Wien, mit der Errichtung einer ganzen neuen Stadt anfangen.

Doch der Ausflug hat den Franz auch nachdenklich gemacht. In St. Pölten und Krems hat er viele neue Häuser gesehen, die die Städte stark verändert haben. Aber im Dorf, so findet er, war der Wandel noch viel stärker, auch wenn man ihn äußerlich nicht so sieht. Der Onkel Matthias, den sie im Vorjahr zu Grabe getragen haben (der ganze Ort war auf den Beinen, und sogar der Landeshauptmann Steinböck hat ein Beileidschreiben geschickt), hat Recht behalten. Neue Maschinen und Methoden haben die Landwirtschaft umgekrempelt, viele frühere Bauern und ihre Kinder pendeln jetzt in die Fabrik oder sind überhaupt weggezogen. Auch sind die Leute nicht mehr so zufrieden mit dem, was sie haben. Wasserleitung, Kanal, Sportplatz, asphaltierte Straßen, alles Dinge, nach denen früher kein Hahn gekräht hat, wollen sie haben. Und der Franz fühlt sich dafür auch verantwortlich. Denn seit April sitzt er im Gemeinderat.

Aber auch persönlich steht er vor Problemen. So, wie es jetzt ist, kann er sein Geschäft nicht halten. Er hat schon überlegt, sich als Geschäftsführer in einem



Die Mechanisierung der Landwirtschaft verändert das Leben im Dorf gravierend.

der großen Läden in der Stadt zu bewerben oder sich um einen Vertreterposten umzuschauen. Im nächsten Jahr wird er Vierzig, und es ist wahrscheinlich die letzte Chance für eine solche Umstellung. Andererseits steht er gerne hinter der eigenen „Budel“. Und deshalb muss jetzt schon heraus, was er der Moni eigentlich erst unter der Woche sagen wollte: Im Markt, auf dem Hauptplatz, wär' ein Geschäft zu pachten. Mit zwei großen Auslagen und mit genug Platz, um einen Teil auf Selbstbedienung umzustellen, wie das jetzt überall passiert. Ob man das riskieren könnte?

Die Moni, von Kindesbeinen mit dem Gemischtwarenhandel verbunden, braucht nicht lange nachdenken: „Klar trauen wir uns!“

„Wir sind immer allein zurechtgekommen!“

„Andererseits ...“

„Nix andererseits! Wenn's unsere Freiheit aufgeben wollt's, dann nur über meine Leich'!“

Es geht hoch her im Gemeinderat an diesem Frühlingstag 1966. Man berät, ob sich das Dorf mit der Marktgemeinde und noch ein paar Nachbarorten zu einer Großgemeinde zusammenschließen soll. Der Doktor von der Bezirkshauptmannschaft hat auf sie eingeredet wie auf kranke Rösser. Vom neuen, modernen Niederösterreich war die Rede, das neue Strukturen braucht, von der Bundesverfassungsgesetznovelle 1962, durch die die Gemeinden neue Möglichkeiten, aber auch neue Aufgaben erhalten haben, die ein 200-Seelen-Ort allein nicht schaffen kann. Und konkreter vom Geld: Dass eine Gemeinde mit mehr als 1.000 Einwohnern auch pro Kopf mehr bekommt und dass freiwillige Zusammenlegungen vom Land mit einem finanziellen „Zucker!“ belohnt werden. Dennoch scheinen die Gegner in der Diskussion langsam Oberwasser zu bekommen.

Da steht der Franz Schöngruber auf, der sich bis jetzt zurückgehalten hat. Er gilt ja auch als ein bisschen „parteiisch“, weil er sein gut gehendes Geschäft drüben im Markt hat. Trotzdem muss man zugeben, dass es Hand und Fuß hat, was er sagt: „Ihr wisst's genau, dass wir immer kleiner werden, dass immer mehr Leut' wegziehen, weil wir vor allem den Jungen zu wenig bieten können. Wie wir den Kirchenplatz hergerichtet haben, ist uns ein Haufen Geld durch die Lappen gegangen, weil wir uns keinen gelernten Sekretär leisten können und keiner

von uns gewusst hat, dass eine Förderung möglich gewesen wäre. Was mir aber am wichtigsten ist: Seit einem Jahr werden überall die ein- und zweiklassigen Schulen zugesperrt. Wenn wir uns zusammenschließen, dann können wir gemeinsam eine wirklich moderne Schule bauen. Sogar mit einem Turnsaal, in dem dann auch der Sportverein üben kann. Und dann auch noch einen schönen, neuen Kindergarten.“

So eine lange Rede hat er schon lange nicht gehalten. Aber sie wirkt – der Gemeinderat stimmt mit knapper Mehrheit für die Zusammenlegung. Zum Glück wissen die anderen nicht, dass der Franz auch ein bisschen eigensüchtig argumentiert hat: Wenn man sich anschaut, wie fesch die Traudel mit ihren 20 Jahren geworden ist und wie der „kleine Hannes“ hinter jedem Rock her ist, kann es eigentlich nicht mehr lange dauern, bis ihm das erste Enkerl ins Haus steht, das eine moderne Schule haben soll.

Im Juni 1975 hat sich die Großgemeinde, die jetzt übrigens niemand mehr in Frage stellt, richtig herausgeputzt, von allen Dächern wehen rot-weiß-rote und blau-gelbe Fahnen. Die Landesregierung hat der Gemeinde ein neues Wappen verliehen, und Landeshauptmann Maurer hat es heute auf dem Platz vor der neuen Volks- und Hauptschule dem Bürgermeister überreicht. Wie überall erzielte er einen großen Publikumserfolg, als er in der Ortskapelle mitspielte. Franz Schöngruber hat beim Festakt nicht nur in seiner Funktion als Gemeinderat gestrahlt, sondern auch als Opa. Sein Enkerl, die Anita, hat ein Gedicht aufgesagt und dafür von „Andreas, dem Brückenbauer“ – so nennen sie den Landeshauptmann, seit 1972 und 1973 gleich drei neue Donaubrücken errichtet wurden – eine Silbermünze bekommen. Es ist die Tochter der Traudel, die nach der Handelsakademie einen schönen Posten bei einem Steuerberater in der Bezirksstadt erhalten und inzwischen gescheiterweise den Juniorchef geheiratet hat. Natürlich nicht aus Berechnung, sondern aus Liebe. Am meisten freut den Franz, dass sich die beiden ein Haus hier im Markt gebaut haben, so dass ihn „seine“ Anita fast jeden Tag nach der Schule im Geschäft besuchen kann. Der „kleine Hannes“ dagegen, den sie noch immer so nennen, obwohl er seinen Vater um einen Kopf überragt, ist zwar als Kfz-Mechaniker ein „As“, aber ansonsten ein Windhund („Playboy“ sagt man wohl heutzutage). Auch mit 28 zieht er es nach eigenem Bekunden vor, „von Blume zu Blume zu flattern“.

Jetzt wird das neue Wappen in allen Gasthäusern ausgiebig gefeiert. Auch viele Abwanderer sind zum großen Fest in ihren alten Heimatort gekommen. So etwa der „große Hannes“, der es wirklich zu etwas gebracht hat. Er wohnt mit seiner Frau, die er aus Linz mitgebracht hat, in der Südstadt und ist stellvertretender Direktor in einem Unternehmen im Industriezentrum NÖ-Süd, das aus einem Trümmerfeld entstanden ist und das er in den höchsten Tönen lobt. Ansonsten aber ist er etwas besorgt. Ganz erfolgreicher Manager, redet er viel vom „Ölschock“, den seine Firma an allen Ecken und Enden zu spüren bekommt. Es wird in Zukunft, so meint er, wohl nicht mehr so steil aufwärts gehen wie in den letzten Jahrzehnten.

Dem stimmt auch der Michael zu, zu dem man jetzt eigentlich „Herr Regierungsrat“ sagen müsste. Er selbst hat in der Landesregierung allerdings „Hochkonjunktur“, weil er in der Sozialabteilung arbeitet. Im Vorjahr ist ein neues NÖ-Sozialhilfegesetz beschlossen worden, und jetzt soll eine richtige „Sozialoffensive“ beginnen. So wird etwa das Altersheim in der Bezirksstadt demnächst von Grund auf modernisiert. Na ja, überlegt der Franz, das ist sicher für manche ältere Menschen ein Segen. Seine Familie wird es allerdings nicht in Anspruch nehmen. Der Vater ist heuer schon 80 und kränkelt seit einiger Zeit, während die Mutter noch gut beisammen ist. Ihren Lebensabend sollen sie in den eigenen vier Wänden verbringen, dafür wird er schon sorgen.
„Aber jetzt stoßen wir auf unseren Ort und sein Wappen an!“

„Hoch soll er leben!“ Am Silvesterabend 1981 knallen im Hause Schöngruber die Sektkorken. Man feiert schließlich auch den „60er“ des Familienoberhauptes, das allerdings schon ein bisschen abgekämpft wirkt. Ein würdiger älterer Herr, stichelt die Moni liebevoll, sollte halt nicht mehr soviel feiern. In den letzten Tagen ist es für ihn tatsächlich hoch hergegangen. Im Gemeinderat haben sie ein paar Flaschen geleert, wobei er sich besonders gefreut hat, dass ihm beide Fraktionen gleich herzlich gratuliert haben. Wenn man hierzulande 60 wird, so hat er in seinen kurzen Dankesworten betont, hat man am eigenen Leib verspürt, wohin es führt, wenn Hass und Furcht statt des Willens zur Zusammenarbeit regieren. Einen Tag später ist auch der Herr Bezirkshauptmann gekommen, hat launig darauf verwiesen, dass der Franz jetzt auch schon zu den Adressaten der Landesaktion „Älter werden – jung bleiben“ zählt.

Auch von der Handelskammer ist ein Glückwunschs Schreiben gekommen. Samt einem schönen Dekret, in dem von „Verdiensten um die Nahversorgung“ die Rede ist. Tatsächlich ist er mit seinem Geschäft recht zufrieden. Zwar gibt es in der Umgebung schon einige Supermärkte, aber mit der Einrichtung einer Imbiss-ecke sowie erstklassigen Frischprodukten hat er seine Position halten können. Sein Herr Sohn hat das viele Lob wohl als „Alterserscheinung“ bezeichnet, aber der ist der Letzte, der sich über andere lustig machen sollte. Der Franz „zerkugelt“ sich innerlich über den Buben. Mit 30 hat es den „kleinen Hannes“ doch noch „erwischt“. Und wie! Man kann nicht sagen, dass aus dem einstigen „Disco-King“ ein Pantoffelheld geworden ist, aber irgendwie spielt er bei seiner kleinen, energischen Sissy schon die zweite Geige. Wahrscheinlich war sie auch die treibende Kraft, wenn sich der Hannes jetzt als Mechaniker selbstständig machen will.

Dafür gibt es auch Förderungen vom Land und vom Bund, und der Franz war deswegen mit den Jungen vor einigen Wochen auf der Bezirkshauptmannschaft, wo Landeshauptmann Siegfried Ludwig einen Sprechtag abgehalten hat. Das ist eine Neueinführung, die dem Franz – wie überhaupt die „Bürger-nähe“, von der jetzt soviel geredet wird – sehr gefällt. Der Landeshauptmann hat dem Hannes seine Unterstützung zugesagt, und inzwischen ist auch schon ein Schreiben gekommen, dass die Sache im Laufen ist.

Donnerstag, 10. Juli 1986. Der Gemeinderat Franz Schöngruber hat heute Vormittag das Geschäft seinem Verkäufer anvertraut und sich ins Wohnzimmer zurückgezogen. Zum ersten Mal wird im Fernsehen eine ganze Sitzung des NÖ Landtages live übertragen, das kann er sich doch nicht entgehen lassen. Schließlich wird heute niederösterreichische Geschichte geschrieben. Einstimmig wird der Landtag die Gründung der Landeshauptstadt St. Pölten und die Regionalisierung beschließen.

Er selbst hat dazu wohl auch sein Scherflein beigetragen. Vor der Volksbefragung am 1. und 2. März hat er die Idee eifrig propagiert. Dabei war er am Anfang gar nicht so begeistert von der „Vision“ des Landeshauptmannes. Zu groß und zu teuer ist sie ihm vorgekommen. Aber weil er noch nie einer war, der leichtfertig entscheidet, hat er sich viel mit der Sache befasst, hat er sich umgeschaut und umgehört. Und er hat sich überzeugen lassen.

Die Traudel hat im Vorjahr ihr 20-jähriges Maturajubiläum gefeiert, und da erkundigt man sich natürlich, was die früheren Kolleginnen so machen. Außer ihr lebt und arbeitet nur mehr eine einzige im Land selbst, alle anderen in Wien und in Linz. Die Anita, sein „Augenstern“, wird im kommenden Jahr maturieren und dann auch in Wien einen angemessenen Posten oder einen Studienplatz suchen müssen. Der Michael und ein paar andere „beim Land“ haben sich inzwischen Wohnungen in der Bundeshauptstadt gekauft und zahlen dort brav ihre Steuern. Als leidenschaftlicher Vertreter des Handels gibt es ja der Franz nicht gerne zu, aber er weiß, dass die Dienstleistungen immer mehr an Bedeutung gewinnen – und da hapert es in einem Land ohne eigene Hauptstadt.

„Heute“, wird er am Abend zur Moni sagen, „ist eine wichtige Entscheidung für die Jugend gefallen. Jetzt werd' ich auch der Jugend Platz machen. Umweltschutzgemeinderäte, Sonderabfalldiskussionen, Dezentralisierung, der Computer im Gemeindeamt – alles das imponiert mir, aber ich fühl' mich schon ein bisserl alt dafür. Bei der nächsten Gelegenheit leg' ich den Gemeinderat zurück.“

Eine dieser „neumodischen G'schichten“ gefällt dem Franz Schöngruber allerdings ausgesprochen gut, er ist sogar mit Leidenschaft dabei. Noch nicht eine einzige Sitzung des Dorferneuerungsvereines hat er versäumt. Sein Herr Sohn zieht ihn damit auch schon auf: „Du alter Gauner gehst ja nur hin, weil so viele fesche junge Madeln dabei sind.“ Weil aber ein Greißler bekanntlich nicht auf den Mund gefallen sein darf, kommt sofort der Konter: „Ja, und genau deswegen lasst dich die deine nicht mitmachen.“

Ein bisschen was ist schon dran an den Worten des „Buben“. Tatsächlich macht es dem alten Herren ungeheuer viel Spaß, mit seiner Enkelin Anita und ihren hübschen Freundinnen zusammensitzen. Natürlich auch mit den Burschen, obwohl er bei einigen den Verdacht hat, dass sie sich mehr für die jungen Dorferneuerinnen interessieren als für die Dorferneuerung.

Um Jahre jünger fühlt er sich, wenn sie ihn bitten: „Gehn's Herr Schöngruber, erzähl'n's uns, wie es früher im Dorf war.“ Also legt er los und berichtet etwa, dass die Leute früher nach der Messe noch auf dem Kirchenplatz zusammengestanden sind. Da hat es natürlich auch kaum Autos gegeben, wie sie heute den Platz füllen. Man hat „getratscht“, die Neuigkeiten der Woche ausge-

tauscht, Einladungen ausgesprochen, manchmal ein bisschen die Nachbarn ausgerichtet und bisweilen auch gestritten. „Ein Kommunikationszentrum“, sagt der Leiter des Dorferneuerungsvereines. „Wie in einer großen Familie halt“, meint der Schöngruber, der sich wieder einmal wundert, dass sie heute für die einfachsten Dinge der Welt schöne lange Fremdwörter haben. Auf jeden Fall reißt die Diskussion nicht mehr ab. Es reicht nicht, die Häuser um den Kirchenplatz auf Hochglanz zu bringen. Auch der Platz selber muss gemütlicher werden. Er braucht mehr Grün, also Rasenflächen, Bäume und Sträucher, schlägt einer vor. „Aber wo sollen wir dann unsere Autos hinstellen“, wirft ein Skeptiker ein. „Du wirst nicht gleich vom Fleisch fallen, wenn du 50 Meter zu Fuß gehen musst“, bügelt ihn die Anita nieder. Bänke müssen aufgestellt werden und Blumenkisten – eine Idee folgt auf die andere.

Es ist eine lebhaftige Diskussion. Vor allem aber eine Diskussion mit Folgen. Stolz hat Franz Schöngruber vor einigen Tagen ein Plakat im Geschäft aufgehängt: „Der Dorferneuerungsverein lädt ein zur Eröffnung des neu gestalteten Kirchenplatzes mit Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. Erwin Pröll.“

Der ganze Ort ist auf den Beinen, auch jene sind gekommen, die die Dorferneuerung als „Spinnerei“ abgetan haben. Fahnen flattern, die Musik spielt auf, die Feuerwehr ist in voller Uniform ausgerückt, die Schulkinder rutschen ein wenig unruhig auf den Bänken hin und her, während die Mitglieder des Kameradschaftsbundes stramm in Reih und Glied stehen. Als Alt-Gemeinderat und aktiver Dorferneuerer hat der Franz Schöngruber einen Platz in der zweiten Reihe und hört den Festrednern zu, dem Bürgermeister, dem hochwürdigen Herrn Pfarrer, dem Bezirkshauptmann und dem Initiator der Dorferneuerung, dem Dr. Erwin Pröll, der die Eigeninitiative lobt, die Harmonie von Tradition und Innovation herausstreicht und den Kirchenplatz als Schmuckkästchen bezeichnet. Ja, der Franz Schöngruber ist schon stolz, dass er dabei mitwirken konnte. Aber zwischendurch schweiften seine Gedanken immer wieder ab. Er weiß, dass er über kurz oder lang eine wichtige Entscheidung treffen muss. Schließlich wird er demnächst 67. Gott sei Dank sind seine Monika und er noch gut beisammen, aber immer öfter meldet sich doch das eine oder andere Wehwehchen zu Wort, und beide finden, dass sie die Zeit, die ihnen noch bleibt, ein wenig mehr genießen sollten. Den Kindern geht es gut, das Steuerberatungsbüro von der Traudel und ihrem Mann läuft wie geschmiert, und auch der Hannes kommt

mit seiner Kfz-Werkstätte gut über die Runden. Der „Spätzünder“ hat ihm auch einen Enkel geschenkt, den Lukas, einen kleinen Lauser – „ganz der Vater“ –, der ihn darüber hinweg tröstet, dass er die Anita bald nur noch relativ selten sehen wird, weil sie in Wien auf der Universität studieren soll.

Aber was soll's, schiebt der Schöngruber die Entscheidung wieder einmal hinaus, heute feiern wir unseren schönen neuen Kirchenplatz!

„Siehst was?“

„Ja, mitten auf der Straßen stehen a Mann und a Madl und busseln sich ab.“

„Was der Lausbua wieder daherred't.“

Es ist der 17. Dezember 1989, am österreichisch-tschechischen Grenzübergang in Klein Haugsdorf drängen sich Tausende Menschen, der kleine Lukas



Fast ein Volksfest: Auch die Familie Schöngruber ist dabei, als endlich der Eiserne Vorhang fällt.

Schöngruber thront als „Ausguck“ auf den Schultern seines Vaters. Der Hannes hat auch seine Eltern überredet, auf diesen ganz besonderen Sonntagsausflug mitzukommen. Es ist schließlich ein wirklich historischer Tag:

Der tschechische und der österreichische Außenminister, Dr. Jiri Dienstbier und Dr. Alois Mock, sowie Niederösterreichs Landeshauptmann Siegfried Ludwig zerschneiden den Stacheldrahtzaun, der vier Jahrzehnte lang die Menschen getrennt hat. Der Eiserne Vorhang ist Geschichte.

Erst aus der Zeitung werden die Schöngrubers erfahren, dass sie der kleine Lukas keineswegs

„gepflanzt“ hat. „Der Mann und das Madl“, das sind der tschechische Außenminister und seine Tochter, die in Wien studiert – sie haben einander seit Jahren nicht mehr gesehen und fallen sich nunmehr gerührt in die Arme. Ein Symbol für die Unmenschlichkeit des Eisernen Vorhanges, jetzt aber vor allem für die Hoffnungen, die sich mit seinem Fall verbinden.

In den Wirtshäusern, auf den Straßen und Plätzen im ganzen Grenzland gibt es heute viele Verbrüderungen. Wildfremde Menschen klopfen einander auf die Schultern, stoßen miteinander an und versichern einander mit vielen Gesten,

wie glücklich sie sind, wie herrlich es ist, dass man endlich zusammenkommen kann. Auch der Franz Schöngruber hat schon ein paar Achterln mit „neuen Freunden und Nachbarn“ geleert und ist stolz auf ein Stück rostigen Stacheldraht, das er als Andenken mit nach Hause nehmen wird. Er spürt, wie er seiner Monika ein bisserl pathetisch erklärt, „den Atem der Geschichte“. Worauf sie meint, dass es wohl eher der Atem des Grünen Veltliner ist, der ihm schön langsam zu Kopfe steigt. Frauen, unterstützt der Hannes den Vater, haben eben kein Gefühl für die wahre Größe eines Augenblicks.

Aber natürlich fühlen heute alle Schöngrubers die besondere Bedeutung dieses Tages. Wenn man im Waldviertel oder im Weinviertel aufgewachsen ist und vierzig Jahre lang gewohnt war, dass in zehn oder zwanzig Kilometer alle Verbindungen enden, dann braucht man keine gescheiterten Kommentare, um zu wissen: Eine neue Zeit hat begonnen.

Allerdings: Der Franz Schöngruber freut sich, aber er ist nicht euphorisch. Schließlich steht er auch schon seit Jahrzehnten hinter der „Budel“ und ist als Greißler zugleich Gesprächspartner, Ratgeber und bisweilen auch „Klage-mauer“ seiner Kunden. Er weiß, dass es bei den Menschen auch noch viel Misstrauen, Missverständnisse, Vorurteile und Ressentiments gibt. „Drüben“ bei den Tschechen wird es wohl nicht anders sein. „Das wird schon noch seine Zeit dauern“, denkt er und schaut durch das Fenster in den Gasthausgarten, wo sein Enkel Lukas mit irgendeinem kleinen Pavel, Jiri oder Frantisek herumtollt, wobei es beiden ganz egal ist, dass sie in verschiedenen Sprachen reden. Außerdem gehen ihm heute noch ganz andere Gedanken durch den Kopf. Nicht nur Europa steht an einem Scheideweg, sondern auch der Franz Schöngruber. In zwei Wochen wird er 68. Und was er seit langem überlegt und geplant hat, das wird nun Wirklichkeit: Am 2. Jänner 1990 wird er sein Geschäft nicht mehr aufsperrern. Die örtliche NÖN-Ausgabe hat schon berichtet: „Wieder geht ein Stück Nahversorgung verloren. Der allseits beliebte Kaufmann Franz Schöngruber lässt den Rollbalken für immer herunter.“ (Dass die Journalisten immer solche Phrasen brauchen – einen Rollbalken hat noch der Reisinger gehabt, der Schöngruber schon lange nicht). Die Konkurrenz der Supermärkte ist einfach zu groß geworden. Und ein bisschen mehr Ruhe hat er sich wohl auch verdient.

Aber trotzdem: Es ist ihm schon etwas weh zumute.



Mit 25.000 Gläubigen jubeln auch die Schöngrubers dem Heiligen Vater in der jungen Landeshauptstadt St. Pölten zu.

Ein großer Wunsch, den die Monika Schöngruber Zeit ihres Lebens hatte, ist ihr nicht in Erfüllung gegangen. Sie wollte so gerne nach Rom, in die ewige Stadt, zum Heiligen Vater. Aber irgendwas im Geschäft oder in der Familie ist immer dazwischen gekommen. „Jetzt sind wir zu alt für eine solche Reise, aber dafür kommt der Papst zu uns“, meint der Franz.

Mit 25.000 anderen sind sie heute, am 20. Juni 1998, in das erst vor gut einem Jahr eröffnete Landhausviertel in der jungen Landeshauptstadt St. Pölten gekommen, um mit Papst Johannes Paul II. eine Festmesse zu feiern. Und es liegt nicht nur an der drückenden Hitze dieses Sommertages, dass heute sogar der Lukas, den sie mitgenommen haben, sein sonst so vorlautes Mundwerk hält.

Nur einmal sorgt er für Heiterkeit. Als ihm nämlich der Großvater erklären muss, dass es sich beiden „vielen Ministranten“ in Wirklichkeit um sechs Kardinäle, 40 Bischöfe und 150 Priester handelt. Ansonsten verfolgen sie still und ergriffen die Heilige Messe. Und der Schöngruber legt zärtlich seine Hand auf die seiner Frau, als der Papst in seiner Predigt erklärt: „In der Familie entscheidet sich die Zukunft von Kirche und Gesellschaft.“

Die Schöngrubers sind schon am Vormittag nach St. Pölten gekommen, um die Gelegenheit zu nutzen, sich die neue Zentrale des Landes anzuschauen. Sie haben dabei eine besonders liebenswerte „Führerin“, die Anita, zu der man jetzt „Fräulein Magister“ sagen muss und die beim Amt der Landesregierung einen schönen Posten gefunden hat.

Schmunzelnd stellt der alte Schöngruber fest, dass sich seine Lieblingsnenkelin mit ihrer fröhlichen Art offenbar bestens eingeführt hat. Immer wieder tönt Ihnen ein „Servus Anita“ entgegen, fast jeder Beamte scheint sie schon zu kennen. In ihrer Begleitung kommen sie auch überall hinein, obwohl die Gebäude heute streng bewacht sind. Sogar im Landhaus-Schiff waren sie, wo ein Pressezentrum für 200 Journalisten aus aller Welt eingerichtet wurde. Und einer der Techniker inmitten eines Gewirrs von Leitungen, Bildschirmen, Tastaturen und Telefonapparaten erklärt Ihnen: „Ich bin ja nicht gerne aus dem wunderschö-

nen alten Landhaus in Wien ausgezogen, aber ein solches Zentrum hätten wir in den alten Mauern in der Herrengasse nicht zusammengebracht. Für ein paar Stunden ist St. Pölten mit der ganzen Welt verbunden.“

Auch ihr kleines, aber modernst ausgestattetes Büro hat ihnen die Anita gezeigt. Und während der Lukas am liebsten gleich den Computer angeworfen hätte, studieren die Großeltern unauffällig die Fotos auf dem Schreibtisch, vor allem eines, das die Anita ziemlich eng umschlungen mit einem jungen Mann zeigt. Ja, und dann erleben sie noch eine Überraschung. Beim Kaffee in einer Konditorei in St. Pölten steht ihnen der Abgebildete plötzlich leibhaftig gegenüber. Und die Anita stellt ihn als „meinen Martin“ vor. Er ist groß, schlank, wirkt sehr ernsthaft und ist ebenfalls Landesbediensteter. Ein glänzender Jurist mit hervorragenden Zukunftsaussichten soll er sein, wenn man der sichtlich verliebten Anita glauben darf. Vor allem aber soll er endlich „der Richtige“ sein, auch wenn sie sich mit dem Heiraten noch etwas Zeit lassen wollen.

Todmüde und noch ganz unter den Eindrücken dieses Tages sitzen Monika und Franz Schöngruber am Abend noch ein wenig zusammen.

„Nur einer“, meint er, „hat mir heute ein bisschen leid getan.“

„Dieser Martin vielleicht?“

„Unsinn, der macht einen Glücksgriff, wenn er meine Anita kriegt. Aber der Heilige Vater. Er schaut gar nicht gut aus und muss in seinem Alter solche Strapazen auf sich nehmen.“

„Denk dran, Franzl, unser Papst ist nur ein Jahr älter als du.“

Das hätte sie sich ersparen können, meint der Schöngruber, aber sein liebevoller Seitenblick zeigt, dass er seiner Monika nicht böse ist.

Fast vollzählig sind die Schöngrubers heute in aller Herrgottsfrüh aufgebrochen, um rechtzeitig am Flughafen Schwechat zu sein. Der Hannes hat sie mit einem Kleinbus herunter kutschiert und immer wieder beruhigend auf seine Mutter und auf seine Schwester Traudel eingeredet. Man merkt es den beiden an, dass sie in den letzten Tagen einiges durchgemacht haben. Aber immerhin können sie jetzt schon auf die „unvernünftigen jungen Leut“ schimpfen. Gemeint sind natürlich die Anita und der Martin.

„Ich hab' immer gesagt, dass eine Hochzeitsreise nach New York eine Schnapsidee ist“, erklärt zum zwanzigsten Mal die Traudel, obwohl sich nie-

mand in der Familie an eine derartige Warnung erinnern kann. „Warum sind sie nicht nach Venedig gefahren, so wie wir?“

Die „Monika-Oma“ wiederum erinnert sich, dass sie mit ihrem Franz vor fünf Jahren anlässlich der Goldenen Hochzeit für zwei Wochen nach Südtirol gefahren



Der 11. September 2001 löst auch im Haus Schöngruber einen Schock aus.

ist. Anno 1946 konnte man von einer Hochzeitsreise ja nicht einmal träumen. „Das war schad‘, aber dafür hat sich auch keiner um uns fürchten müssen.“

Zitternd sind sie am 11. September und danach vor dem Fernseher gesessen, über den immer wieder die schrecklichen Bilder flimmerten: Flugzeuge krachen in die Türme des World Trade Center, Feuerbälle, schreiende und rennende Menschen, die zusammenstürzenden Wolkenkratzer, eine riesige Staubwolke. Und irgendwo in diesem Inferno stecken vielleicht die Anita und der Martin.

Tagelang haben sie verzweifelt versucht, etwas zu erfahren. Es war unmöglich, alle Verbindungen waren unterbrochen. Bis endlich der erlösende Anruf gekommen ist: „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie es hier aussieht. Es ist ganz furchtbar. Aber uns ist nichts passiert, wir waren weit weg, im Central Park. Und jetzt freuen wir uns nur auf zu Hause.“

Endlich ist das Flugzeug gelandet. Man fällt einander um den Hals, die Frauen weinen Tränen des Glücks. Und auch den Männern gelingt es nur schwer, die Rührung zu unterdrücken.

Die Welt ist aus den Fugen geraten. Aber zumindestens die kleine Schöngruberische Welt ist wieder in Ordnung.

Silvester 2001. Auf dem Tisch liegen zwischen vierblättrigen Kleeblättern, Schweinderln, Schwammerln und Rauchfangkehrern auffallend viele Plastiksackerl mit Münzen, die die meisten bisher noch nicht gesehen haben und jetzt ausführlich bewundern. Und alle rechnen durcheinander, was das eine oder andere ab morgen in Euro kosten wird. Bis der alte Schöngruber energisch mit dem

Gehstock, den er jetzt schon braucht, auf den Boden klopft und knurrt: „Der Schilling verschwindet, aber ich bin noch da. Und ich lass‘ mir von dem Euro nicht meinen Geburtstag verpatzen.“

Recht hat er. Denn schließlich sind sie heute alle gekommen, um den 80. Geburtstag des Gemischtwarenhändlers in Ruhe zu feiern. Mit gespielter Strenge schaut er in die Runde. Auf seine Moni, die seit mehr als fünf Jahrzehnten Freud und Leid mit ihm geteilt hat, deren einst so schön blonden Haare längst weiß geworden sind, die sich aber ihren Humor und ihre Lebensfreude bewahrt hat. Auf seine beiden Kinder, die auch schon auf die Sechzig zugehen, und Ihre Familien. Auf die resolute Sissy, die seinen Buben, den „kleinen Hannes“, so gut „hingebogen“ hat, und auf ihren Lukas, der es nicht erwarten kann, endlich seine Feuerwerkskörper krachen zu lassen. Auf den „großen Hannes“, der aus der Südstadt gekommen ist – nach eigener Aussage auch schon „ein alter Krauterer und hauptberuflicher Großvater“ –, um seinem Bruder zu gratulieren. Und natürlich ganz besonders auf die Anita und den Martin, die ihn hoffentlich bald zum Urgroßvater machen werden. Das möchte er unbedingt noch erleben.

Es sind auch die beiden jungen Landesbediensteten, die auf eine bemerkenswerte Tatsache hinweisen: „Unser Opa ist genau so alt oder genau so jung wie unser heutiges Niederösterreich. Zum Jahreswechsel 1921/22 hat die Trennung von Wien und Niederösterreich in zwei selbstständige Bundesländer stattgefunden. Beide Geburtstagskinder, das Land und der Opa, haben seither viel erlebt und geleistet.“

Ja, denkt sich der „Jubilar“, vieles ist geschehen, vieles, ja fast alles hat sich verändert – in der Welt, in Europa, in Österreich, in Niederösterreich und im Dorf. Er hat, so sinniert er, das Land in Trümmern gesehen und wie alle anderen versucht, seinen Beitrag zum Wiederaufbau zu leisten. Vieles, was niemand für möglich gehalten hat, ist Wirklichkeit geworden – Wohlstand, innerer Friede, die eigene Landeshauptstadt, der Fall des Eisernen Vorhanges. Es macht den



Zum „Achtziger“ ein neues Geld. Der Franz Schöngruber betrachtet das Geburtstagsgeschenk Euro noch ein wenig misstrauisch.

alten Herren stolz, wenn Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll heute von dem Ziel spricht, Niederösterreich unter die Top ten-Regionen Europas zu führen und gleichzeitig als „Insel der Menschlichkeit“ weiter zu entwickeln. Und die großen Weichenstellungen und Entscheidungen haben immer das Leben der kleinen Leute betroffen und verändert. So wie das seine und das der Menschen, die ihm ans Herz gewachsen sind. Aber im Rückblick ist er eigentlich recht zufrieden, auch wenn's manchmal schwer war. Wie würde wohl sein „Herr Chef“ gesagt haben, der es nicht mehr erlebt hat, dass er auch sein Schwiegervater geworden ist:

„Ein Leben halt ohne Extrawürscht!“